

# I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Samstags.

(1826, N<sup>o</sup> 144.)

2. December.

## Der Hölle Bund.

(Fortsetzung von No. 143.)

6.

Siebzehn Jahre hatte er halb Europa durchschwärmt als es ihn sonderbar drängte, die Heimath zu schauen, und er alsbald den Weg nach Italiens Gefilden einschlug. Drei Tagereisen von Florenz brach ein Rad an Andrea's Wagen und er sah sich genöthiget, da die Nacht schon hereinbrach im nächsten Dorfe zu übernachten. Am frühen Morgen weckte ihn anhaltendes Geläute, und als bald darauf die Wirthin geschmückt in's Zimmer trat des Morgenbrodes wegen zu fragen, konnte er nicht umhin nach der Ursache des Geläutes und ihres Geschmücktseyns zu forschen, und erfuhr, daß im Kloster, unter dessen Herrschaft das Dorf stehe, eine Novize heute den Schleier nehmen werde. Die Beschreibung der Wirthin von der ungewöhnlichen Schönheit dieser Novize, hatte ihn so lüstern gemacht, daß er, als sie kaum das Zimmer verlassen, einen magischen Spiegel hervornahm, das Bild des Mädchens zu schauen, und — betroffen zurück fuhr als er in denselben blickte, denn solche Schönheit hatte er noch nicht gesehn. Er rief den Bösen, und dieser begann: Ich soll das Mädchen dir entführen, damit du ihrer Reize genießen könntest. Doch dazu reicht meine Macht nicht hin. Ich darf solche Orte nicht betreten.

So kannst du mir nicht dienen, schrie Negrini?

Wohl! doch bedenke, welch' schreckliche Folgen aus diesem Trevel für dich herborgehen könnten, entgegenete Satan.

Teufel! Willst du mich Moral lehren, lachte Negrini. Ich will dieß Mädchen besitzen, mag daraus entspringen, was da wolle.

Gut, versetzte der Böse, nimm diesen Ring, er macht dich unsichtbar, durch ihn wirst du dein Ziel erreichen. Verstehst du mich, bald wirst du durch ihn dein Ziel erreicht haben. Unter wildem Hohngelächter verschwand der Böse. Erschüttert stand eine Weile Andrea, dann sprach er zu sich selbst: Was mag er damit gemeint haben? — Bald soll ich mein Ziel erreichen. — Sollte dieß zu meinem zweiten Trevel führen? Und wenn auch. Nichts soll von meinem Entschlusse mich abschrecken. An die Brust dieses Mädchens will ich sinken, mag immerhin das Schlimmste kommen. Auf mein Haupt die Folgen.

Höchst ungeduldig harrete er des Abends, endlich kündete ihm die vergoldete Kuppel des Klostersthurmes das Scheiden der Sonne, und alsogleich schritt er hastig auf das Kloster zu. Vor der Pforte blieb er sinnend stehen, nochmal des Bösen Worte erwägend, doch die verbrecherische Lust, die ihn durchglühte und der wahnsinnige Trok, zu vollführen, was er ein Mal gewollt habe, drängten ihn und er zog die Glocke. Die Pförtnerin Niemanden durch das Gitter gewahrend, öffnete die Pforte und schaute unmutig und grollend um sich her. Andrea, der indes zur offenen Pforte hineingeschlüpft war, schlug eine laute Lache auf, als er die Alte so gefoppt sah; brummend spähte diese nochmal umher und als sie wieder nichts sah, trat sie, sich vielmal bekreuzigend, in ihr Kämmerlein. Andrea blieb im Kreuzgange, willens hier die Nonnen zu erwarten, die aus den Abendchor rückkehrend an ihm vorüber mußten. Sie kamen. Von Liebesschauern durchzittert erkannte Andrea sie, gegen die er entbraunt war. Er folgte ihr in ihre Zelle. Julie, so hieß die junge Nonne, warf sich hier vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Knie, und flehte im kindlichen unschuldsvollen Tone um Verleihung der nöthigen Kraft, ihrer

heiligen Berufspflicht würdig stets leben zu können. Andrea, so sehr ihm auch die Reize Juliens im Anfange die Sinne verwirrt hatten, fühlte sich jetzt mit einem Male sonderbar ergriffen; der Gedanke daß eine ewige Gnade und Verzeihung für jeden Sünder dort oben zu hoffen stehe, der in so heiligen Mauern seine Frevelthaten reuig büße, trat lebhaft vor seine Sinne, und sein besseres Gefühl gewann über jeden bösen Vorsatz die Oberhand. Er wollte sich eilig entfernen. Julie stand nun auf; noch ein Mal wollte er in dies holde Antlitz schauen; er trat einen Schritt näher, — da entfiel ihm der Ring, und Julie stürzte mit einem furchtbaren Geschrei auf Andrea los, der sich schnell bückend das verlorne Kleinod suchte. Sich besinnend, daß aus diesen Mauern ihn des Bösen Macht nicht erretten könne, und der Feuerrod seiner harre, wenn man ihn gefangen nehme, zuckte er in Verzweiflung seinen Dolch und stieß ihn Julien in's Herz. Als der Mund verstummte, der erst so andachtsvoll gebetet, das Auge brach, das erst in heiliger Wonne gegläntzt, das Blut stromweise aus der weitklaffenden Wunde schoß, da ward ihm so wild und wehe um's Herz, und ein Gefühl als ob die Vernichtung mit ihren Schrecken gegen ihn anstürme, durchbebre ihn.

Juliens Geschrei hatte einige Nonnen geweckt, und schon eilten diese mit Lichtern herbei, nach der Ursache des Lärmens zu fragen; doch eben als man die Thüre aufmachte, ertappte Andrea seinen Talisman, und konnte so unbemerkt ein Zeuge der kommenden Scenen seyn. Die Schwestern fuhren entsetzt zurück als sie Juliens Leiche und den blutigen Dolch am Boden sahen, man rief die Aebtissin, und bald fluchte man einstimmig der Selbstmörderin. Andrea floh aus dem Kloster.

(Beischluß folgt.)

### L i t e r a t u r.

#### Waterländische Ethnographie und Geschichte.

Nie hat es eine Zeit gegeben, wo mit allen Hilfsmitteln einer hochgestiegenen Kultur ein ohne Vergleich edleres und schöneres Ziel fast von allen polizirten Völkern verfolgt worden wäre, als unser Jahrhundert, worin nach der Reihe Franzosen, Spanier, Russen, Deutsche, Böhmen und Ungarn ihre Nationalität aus dem Schutt zerfallener Vorurtheile hervorriefen, um mit eigenthümlicher Kraft zur Weltveredlung beizutragen.

Es kann nicht die Frage seyn, ob Nationalgeist lobenswürdig sey. Wer hier noch mit Zweifeln

kämpft, an den müßten wir die Frage richten: ob er es gern sehe, wenn sein Nachbar von ihm verlangte, daß er, der Zweifler nemlich, nicht sein eigenes, sondern des Nachbars Gesicht und Geistesvermögen habe? Ist doch die Natur selbst, dieses unerreichte Urbild alles Guten und Schönen, in ihren ähnlichsten Gestaltungen noch nie und nirgendß vollkommen gleich gewesen. Findet doch das Zauberwort Harmonie nur im Einklang der verschiedensten Elemente seinen Ursprung! Weicht doch der reichste und reifste menschliche Geist keinem Dinge auf Erden und im Himmel ängstlicher aus, als der Einformigkeit, der Monotonie! Sollen wir, um recht populär zu reden, des guten Gellert Fabel vom Lahmen und Blinden anführen, um zu zeigen, aus der Unvollkommenheit Aller entspringe die Geselligkeit? Bedarf es des Zeugnisses der Geschichte, daß alles Große und Treffliche nur durch Nationalität, durch die Rivalität der großen Körperungen geschah? Wird es nöthig seyn, zu erinnern, daß in allen Zeitaltern nur durch Wettstreit der Fortschritt möglich wurde, zu welchen alle Wesen bestimmt sind; daß der Grieche den Griechen, der Römer den Karthager, Frankreich seine Inselnachbarn zu übertreffen bemüht war? Gehört zum Beweise einer so sonnenklaren Sache noch das Beispiel Rußlands, daß sich eine Literatur und mit ihr einen Volksggeist schuf, von denen die denkwürdigen Thaten der Jahre 1812, 1813, 1814 ausgingen? Ist Preußens ruhmvolles Beispiel noch erforderlich, daß für König und Vaterland Spartas glänzendste Periode erneuerte?

Ermüden wir nicht uns selbst mit Fragen, die vor dem Richterstuhl der Vernunft und Erfahrung keine Fragen mehr sind. Hellsehende Geister werden nie bestreiten, daß Volksthümlichkeit zum Schönen Gedeihen des Ganzen so unentbehrlich ist, als Eigenthümlichkeit zur Vollendung des Einzelnen.

Leidet aber diese Wahrheit keinen Widerspruch, wie soll nicht Mit- und Nachwelt den Männern Dank wissen, welche das Bestreben einer Nation, sich zu einem achtungswerthen Ganzen zu gestalten, durch jede Schnellkraft befördern und unterstützen? Das Heer ist des Führers, das Volk des Herrschers Kraft. Welcher Feldherr, welcher Staatenlenker wird ein form- und kraftloses Gesindel führen wollen? Wer sein Volk verachtet, schändet sich selbst und die weisesten Herrscher, wir fühlen das mit tiefer, freudiger Dankbarkeit gegen den unsrigen, fanden stets ihren Ruhm in dem Ruhm ihrer Untergebenen.

Und nun denke man sich unser Erstaunen, wenn wir in einem vaterländischen Unterhaltungsblatt einen Mann, der durch unermessliche Anstrengungen eine zahllose Menge der brauchbarsten Behelfe zur Beförderung dieses großen, ruhmwürdigen Zweckes aufgedeckt und öffentlich bekannt gemacht hat, mit der Knabenpeitsche einer matten Satyre angegriffen sehn!

Dieser Mann sieht — es zeugt es ihm Ungarns ganze gelehrte Welt — Urkunden mit so richtigem, erfahrem Blick, daß es Schade wäre, nur ein Wort über seine Forschungsfähigkeit im historischen Fache zu verlieren. Hat er, vom edlen Zweck begeistert, Muthmassungen aufgestellt, die vielleicht die Probe der Kritik nie bestehen werden, so sind dagegen unter dem Sand, den er aus dem Meere der Hypothesen schöpft, der Goldkörner so viele, daß es nur einer geschäftigen Hand bedarf, um daraus die Fassung für ein so unschätzbares Kleinod zu bilden, als die Auffindung und Läuterung der Urgeschichte eines großherzigen Volkes ist.

Hören wir aber doch, was man ihm eigentlich vorwirft.

„Ein Volk,“ sagt er, „daß bald vor Byzanz, bald vor Hamburg, bald vor Paris, bald vor Marfelle die Siegesfahne trug, kann unmöglich von Hirten, Fischern und Joren bekleideten Menschen abstammen.“

Wir finden erstlich nicht, daß der Verfasser dieser unzeitigen Spottschrift seiner Kenntniß der Nationalsprache viel Ehre macht, wenn er den magyarischen Ausdruck: *gubás emberék* durch „Menschen, die mit Joten bekleidet sind,“ wiedergibt. Unseres Wissens ist *Guba* etwas ganz Anderes, als *Joten* und der Uebersetzer jenes ungarischen Wortes hätte nicht vergessen sollen, wenn er es je gewußt hat, daß *Jotig* und *Jottig* zwei ganz verschiedene Dinge sind. Hat daher der Ausländer, wenn er sich diese Deduktion der Abkunft der Magyaren in der Ursprache oder durch einen so getreuen und gefälligen Uebersetzer eigen macht, ja Etwas zum Lachen gefunden und bekömmt er Lust, über die Literatur der Ungarn geringschätzig zu urtheilen, so ist es zuverlässig mehr das Verdienst eines solchen Translator's, als des Verfassers selbst.

Uns dünkt, dieser Lektüre habe sich, um die frühere, ausgebreitete Kultur der magyarischen Nation unwidersprechlich darzutun und durch diesen Beweis auch jenen für die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des hohen Ansehns derselben im grau-

sten Alterthume, wenn auch unter anderem und oft verändertem Namen (welches in der Geschichte unfläther oder erobernder Völker nicht ungewöhnliches ist) ziemlich annehmbar zu machen, noch eines andern, in die Augen fallenderen Umstandes bedienen können, der auch dem wüthenden Kritiker entgangen zu seyn scheint — wir meinen die beispiellose Bildsamkeit der magyarischen Sprache. Europa darf Zeuge seyn, wenn wir die Sprachkennner unter seinen Gelehrten auffordern, uns ein Nationalidiom zu nennen, welches fähiger oder nur so fähig wäre, durch oft unmerkliche Wendungen und Zusätze oder Einschüßel eine solche Reihe von Begriffen in einem Wort dem Ohre, wie dem Gedanken darzubieten, als die ungarische Sprache.

Hat aber diese glänzende Seite der ungrischen Nationalität den mit geographischen, historischen und diplomatischen Untersuchungen überhäuftem Verfasser des gezeigelten Werkes nicht genug angesprochen, mußte sein Bestreben darum an den Pranger gestellt werden?

Beklagenswerthe Zeit, wenn in demselben Augenblicke, wo zur Erwerbung des Bürgerrechtes unter volksthümlich aufgeklärten und gebildeten Staaten eine ganze millionfache Bevölkerung auslodert, ein müßiger Spötter die Publicität mißbraucht, um die, wenn auch zu weit gegangenen, Beförderer dieses schönen Dranges vor den Augen des In- und Auslandes lächerlich zu machen! Ihm wünschen wir im Namen des so preisgegebenen Mannes, mit dem wir übrigens auch nicht in der entferntesten Verbindung stehn, ja den wir nicht ein Mal vom Sehen kennen, im Namen der in ihrem so warmen Verehrer bloß gestellten Nation, daß er unter *gubás emberék* und zwar so wie er diese gerne erklärt, seinen Scharfsinn und seine schnappenden, aber nicht beißenden Bemerkungen zu Markte trage!

Doch hören wir weiter, was in dieser Deduktion so lächerlich ist.

„Die Magyaren, Rumaner, Tazygen, Paloter und Parther machten stets eine Nation von ebenderselben Sprache aus u. s. w.“

(Beschluß folgt.)

**S p r o m p t u**

bei einer Herkules Statue.

Liebliche Frauen! ihr schaut mit Begierde den kräftigen Heros;  
Wendet den Blick, denn es lebt leider kein Herkules mehr!

Dr. Romy in Wien.

## Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 20. November 1826.

Jakob Callot, der, Frazenmaler. Obgleich wir nicht mit dem Verdammungsurtheil beginnen wollen, welches, noch vor dem Aufrollen des Vorhangs, einige Zuschauer aus dem Grunde fällen wollten, daß man der Frazen und Frazenmaler (wir wissen nicht, ob auf oder außer der Bühne) genug zu sehen bekomme, müssen wir doch gestehen, daß der Gang dieser Handlung, von dem, ziemlich lebendigen Spiel der Darsteller und einigen, nicht übel gerathenen, komischen Situationen und witzigen Anspielungen entkleidet, dem vorhandenen Stoffe nicht ganz, nach unserer Ansicht, zu entsprechen geschienen. Dieser ist in der Kürze folgender:

Callot, der durch seinen Gang zu grellen, besonders satyrischen Gemälden, eine Art von Nationalruhm, besonders an Höfen und in höheren Ständen erworben hat, wird der Befreier eines von Räubern überfallenen Junkers, die ihm die für seines Vaters Rechnung einkassierten Gelder abzujaagen meinten. Des Befreiers ritterlicher Muth bewegt die Gauner, ihm ihre Dienste, den jungen Marquis, ihm reichen Lohn anzubieten. Er fordert Wiederholung der Verabredungsscene, um sie zu malen, findet aber bald, daß der Moment des natürlichen Ausdrucks von Goldgier, Mordsucht und Angst entschläpft und somit hier für den Pinsel kein Gewinn zu erwarten sey.

Indessen führen die vom Vater des Geretteten getroffenen Anstalten zur Auffindung und Gefangennehmung der Wegelagerer die Verwicklung herbei. Aus der Beschreibung, die von den Personen, die bei dem Angriff gewesen, durch den jungen Marquis gemacht worden, entsteht der Irrthum, als ob Callot mit zur Bande gehöre. Dieser hat mittlerweile sich dem Schlosse des Marquis genähert, wo er ein Gaunerpaar anderer Art, einen falschen Spieler und eine wälsche Landfräulein mit dem Entwurf beschäftigt findet, dem alten Marquis mit der Hand seiner ältesten Tochter eine reiche Morgengabe abzulocken, in deren Genuss sich nach vollzogener Vermählung die beiden Verworfenen theilen wollen. Des Malers Leidenschaft für scappante Stellen, wozu ihn die Zusammenkunft der Nichtswürdigen belauschen, wodurch er in die Lage kommt, sie zu erkennen und vor dem Fräulein zu entlarven. Dies hindert jedoch nicht, daß der Vater, dem dies Alles nicht sogleich zu Ohren kommt, den Betrüger noch immer als seinen Schwiegersohn behandle. Ja es kommt sogar zur Verhaftung des Malers, den man noch immer, seltsam genug! ohne sich um die Gestalt und das Gesicht des Befreiers zu erkundigen, für den Mitschuldigen der Räuber ansieht, und der die ganze Sache als einen Spaß behandelt, vermuthlich, weil er weiß, daß bald, wie ein Deus ex machina, der Herzog (von Lothringen) erscheinen und ihn, da es der in ein Angsthier verfallene Junker nicht vermag, aus der Klemme zieh'n werde.

Man sieht aus dieser gedrängten Angabe der Hauptsituationen, daß hier, ganz gegen die Regel, zwei dramatische Handlungen getroßt neben einander fortzuschreiten, ohne einander eben, zur Schürzung des Knotens oder zu dessen Lösung, entgegen zu

kommen. Die Basis des Ganzen, auf der sich die ganze Anlage fortbewegt, ist die, auch auf dem Titel ausgesprochene, Frazenmalerei. Wie wenig aber diese eigentlich die Begebenheiten motivirt, ist auf den ersten Blick einleuchtend. Callot dürfte eben so wenig ein bizarrer Künstler, er dürfte nur ein armer, vom Adelstolz des Vaters verächteter, Liebhaber des Fräuleins seyn, um durch sein gutes Geschick zur Rettung des Bruders herbeigeführt und so in den Besitz seiner Geliebten gesetzt zu werden. Die eigentlich komischen Situationen sind freilich größtentheils auf des Künstlers, oft cynischen Humor, seine Geringschätzung gegen Rang, Geld und Größe, gegen das Leben selbst und auf die, sehr abgenützten, Charakterlappereien eines großthuerischen Kleinedelmanns, eines Hasenfußes von Sohn, eines spitzbübischen Beut- und Erbschleichers, eines eifersüchtigen Wirthes und dummen Dorfrichters, u. s. w. u. s. w. gegründet. Aber aus allem diesem floß kein einziges der erzählten Ereignisse, wie aus einer Quelle. Das Ganze trägt den Stempel eines Gemäldes aus der flamändischen Schule und als solches gefiel es, und kann es auch, selbst bei noch geringem Kunstaufwand der Darstellenden gefallen; jedoch dünkt uns eine öftere Wiederholung dieses Stückes nichts weniger als wünschenswerth. W...

### Flüchtige Notizen.

(Journalauszüge und Privatmittheilungen.)

Aus Privatnachrichten, die man aus Rußland erhalten hat, erfährt man; daß der gegenwärtige Schah von Persien Feteh-Ali im Jahre 1755 geboren wurde und 60 Söhne und 200 Töchter hat. Zum größten Mißvergnügen der Großen des Reiches, hat er beinahe die meisten dieser Kinder adoptirt, und es läßt sich denken, welche Last dem Staate aufgebürdet ist, indem von denselben die nöthigen Apanagen für sie herbeigeschafft werden müssen. Der Prinz Abbas-Mirza, obgleich der dritte Sohn des Schahs, ist schon seit seiner Geburt zum Thronfolger bestimmt, da seine Mutter zur königlichen Familie der Kadjar gehört, und die Mütter der Thronfolger überhaupt Georgierinnen seyn müssen. Er ist jetzt 42 Jahre alt und Gouverneur der Provinz Areebigan, wovon Tauris die Hauptstadt ist; sein ältester Sohn Mehmed-Mirza zählt 21 Jahre und begleitet den Vater in dem gegenwärtigen Feldzuge.

Leipzig. Der bekannte Professor Krug gibt ein encyclopädisch-philosophisches Lexikon oder allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte in vier Bänden heraus. Den Subskriptionspreis hat die Brockhaus'sche Verlags-Handlung auf zwei Thaler für den Band gesetzt.

### Erklärung.

Um einigen Vermuthungen zu bezaenen, zeige ich hiermit an, daß jede von mir geschriebene Korrespondenz-Nachricht aus Wien mit meinem Namen unterzeichnet seyn wird. Ich erkläre solches öffentlich in diesem Blatte, weil mehrere Wiener Schriftsteller in der Person des Herrn Seraphin, die meinige zu finden glauben. Wien, am 26. Nov. 1826. J. F. Feld.